

Judith End

»Sterben kommt
nicht in Frage, Mama!«

Droemer

Die Folie des Schutzumschlags sowie die Einschweißfolie
sind PE-Folien und biologisch abbaubar.
Dieses Buch wurde auf chlor- und säurefreiem Papier gedruckt.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de



Copyright © 2010 by Droemer Verlag
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur
mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Satz: Daniela Schulz, Stockdorf
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-426-27539-9

2 4 5 3 1

Für dich, kleine Apachin

9. NOVEMBER

In einem großen weißen Krankenzimmer, dessen zugezogene Vorhänge die taktlose Helligkeit der Frühlingssonne mildern, tritt der Professor festen Schrittes an das metallene Bett der Patientin, die ein wenig blass in den strahlend weißen Kissen ruht. Ihr graues Haar ist ganz apart in Form gebracht. Auf ihrer Hand liegt, Altersfleck an Altersfleck, die schützende Hand ihres Ehegatten. Die erwachsenen Kinder bringen noch einmal die Enkelchen mit selbstgemalten Bildern und Wiesenblümchen vorbei.

So in etwa hatte ich sie mir vorgestellt, die Sache mit dem Krebs. Jetzt weiß ich es besser. Denn erst kam Kylie. Und dann kam ich.

Dr. M. hat heute keine Omi vor sich.

Vor Dr. M. sitzt heute ein junges Mädchen. Ein ansehnliches Ding mit langem blondem Pferdeschwanz. Ohne beruhigenden Gatten, ohne erwachsene Kinder und ohne siebzig glücklich gelebte Jahre. Ohne Job, mitten im Examen, mit einem Kleinkind, für das sie allein verantwortlich ist. Mit nichts als einem großen Bündel Träume und Pläne.

Vor Dr. M. sitze heute ich.

»Wie bitte?«

»Frau End, Sie haben Brustkrebs.«

Stopp. Cut. Zurückspulen. Rewind.

»Frau End?«

Bitte aufwachen. Zurückspulen. Bitte!

»Frau End, wir werden alles tun, was wir können.«

Und plötzlich ist sie da, die Katastrophe. Ganz ohne Vorwarnung. An einem unschuldigen Mittwochmorgen. Sie

bricht über mich herein, ohne den leisesten Schatten vorausgeworfen zu haben. Ohne Andeutung. Zumindest keiner, die ich wahrgenommen hätte.

Mein Studienfreund Philip hat einmal ein Erdbeben miterlebt. Er sagte, das am meisten Beängstigende sei nicht gewesen, dass die Häuser und Wände einstürzten. Nicht, dass er drohte erschlagen zu werden und alles zu verlieren. Im ersten Moment sei das einzig wirklich Schlimme gewesen, dass der Boden bebte. Dass die Erde, auf der er stand, keinen festen Halt mehr gab. Eine Urkraft, der man selbst nicht das Geringste entgegenzusetzen hat. Erschütterung bis in die tiefste Seele. Jetzt muss ich an Philip denken, wie sich der Boden unter seinen Füßen plötzlich geteilt hat.

Meine Katastrophe ist auch ein Erdbeben. Vielleicht bin ich in wenigen Monaten tot. Die Natur hatte nur fünfundzwanzig Jahre für mich vorgesehen. Nicht mehr. Nur fünfundzwanzig.

»Habe ich jetzt Krebs? Ich? Wirklich?«, frage ich tonlos meine kleine Schwester, die mich begleitet und jetzt sichtlich mit den Tränen kämpft. Ein leises: »Ich weiß nicht. Ich denke schon.« Und dann nimmt sie mich weg. Nimmt mich diese furchtbare Diagnose ganz und gar fort.

Plumps – und ich bin aus der Welt gefallen.

Keine Tränen. Ein Gefühl, als löse sich mein Körper auf, als verdampfe er einfach, würde zu einem kleinen blassen Wölkchen und flöge davon. Auf Nimmerwiedersehen in Richtung Universum. Meine Schwere, das Gewicht meiner Glieder – weg. Ich bin in meinem Körper und auch wieder nicht. Sehe die Situation von außen. Bin erste und dritte Person zugleich, ich und sie. Meine Seele hat kein stabiles Haus mehr. Vielleicht fühlt sich so der Tod an. Der Körper verschwindet, die Seele flattert ziellos durch die Gegend. Zumindest fühlt sich so die Todesangst an.

Aus Dr. M.s Mund hageln Termine, regnen Überweisungen, fluten beängstigende Informationen und Fachbegriffe. Im Mittelpunkt des Geschehens und doch ganz weit weg sitze ich im Behandlungszimmer und klammere mich mit den Füßen an die verchromten Stuhlbeine.

»Aber ich sterbe doch nicht?«

»Frau End, das weiß ich nicht.«

»Aber ich kann nicht in den nächsten zwölf Monaten sterben, oder? Das kann nicht sein?«

»Es tut mir leid, versprechen kann ich im Moment noch gar nichts.«

Computertomographie, Knochenszintigramm, Oberbauchsonographie, mögliche Metastasen, Amputation. Invasives duktales Karzinom. Ich höre zu, nicke ab und an und verstehe gar nichts. Die Worte rauschen an mir vorbei, alles geht so schnell. Ich bin fünfundzwanzig Jahre alt, und mein eigener Körper will mir mein Leben nehmen. Ich sehe ins Gesicht meiner kleinen Schwester, in ihren Pupillen spiegelt sich mein eigenes Gesicht: Ein farbloses, winziges Gesicht, das von einem schwarzen Loch verschluckt wird.

»Mama, willst du mal sehen, wie gut ich Liegestütze kann?«, hat mich Paula heute Morgen gefragt, bevor sie an meiner Hand in den Kindergarten gewatschelt ist. Meine süße Paula. Sie ist noch so klein, viel zu klein.

Dr. M. wischt sich sichtlich mitgenommen eine kleine Schweißperle von der Stirn. »Haben Sie noch Fragen?«

Und obwohl ich nur einen Bruchteil dessen verstanden habe, was er mir gerade schonend versuchte verständlich zu machen, sage ich: »Nein, keine. Ich mache alles, was Sie gesagt haben. Aber sterben, das kommt nicht in Frage!«

Der Parkplatz vor dem Krankenhaus sieht plötzlich ganz anders aus. Die Welt hat sich verwandelt. In diesen dreißig

Minuten hat sich die Welt verwandelt, und ich erkenne sie nicht wieder. Der Himmel ist so blau, ein tiefes, unendliches Herbstblau. Wenn wenigstens Frühling wäre. Unfähig, ins Auto zu steigen, treten wir von einem Fuß auf den anderen. Mein Herz rast, mein Kopf schmerzt. Ich spüre, wie sich eine unbestimmte Furcht in mein Herz und mein Hirn setzt, eine abstrakte Angst, ich weiß nicht, wovon, und ich weiß nicht um ihr Ausmaß. Denn was ich hier und jetzt spüre, auf diesem Parkplatz, unter diesem blauen Himmel, mit Blick auf Dorothea, ist Betrug. Etwas will mich um mein Leben betrügen. Ein Leben, an dem ich so sehr hänge, mit dem ich anderes Leben geschenkt habe und das mir verdammt noch mal zusteht! Ich bin zu jung zum Sterben, ich bin zu klug zum Sterben, ich bin zu hübsch zum Sterben, ich bin zu lustig zum Sterben. Ich bin doch wertvoll für diese Welt, ich hab doch noch längst nicht alles erledigt auf dieser Erde! Eine schreiende, bodenlose Ungerechtigkeit, die Verurteilung eines vollkommen Unschuldigen zu Folter, zu lebenslanger Haft, wenn nicht sogar zum Tode. Ich vergrabe meine Fäuste in den Taschen meines Kapuzenpullovers, plötzlich wird mir kalt. Wir starren uns an, ungläubig, haben keine Worte.

Ich habe mich doch so angestrengt, damit jetzt alles gut wird, damit mein Leben endlich leichter wird! »Doro«, ich versuche mein Gesicht wiederzufinden in ihren Augen, aber da ist nichts mehr, »das ist doch die reinste Verarschung, oder?«

»Absolut. Die größte Verarschung, die man sich vorstellen kann.«

10. NOVEMBER

Dieser kleine schwarze Käfer, der gerade versucht, über Barbies Bein zu krabbeln, und jetzt doch den Weg unter der beweglichen Kniekehle nimmt, der wäre ich jetzt gerne. Wenn ich ihn mit einem Finger zerdrücken würde, dann gäbe es ihn nicht mehr. Aber er würde es gar nicht merken. Es würde ihm bestimmt überhaupt nichts ausmachen, weil er eben nur ein klitzekleines dumpfes Käferchen ist ohne Verstand und mit seinem Käferherzen, das physiologisch gesehen wahrscheinlich überhaupt nicht existiert, nicht sehr am Leben hängt.

Wenn ich dieses Käferchen wäre, dann könnte ich jetzt mopszufrieden Rapunzel-Barbie besteigen, und wenn ich dabei draufginge, dann wäre das eben so und würde niemanden weiter stören. Aber ich bin nun mal kein dumpfes kleines Käferchen. Ich bin ein Mensch, liege im Bett meiner kleinen Tochter, sehe abwesend an ihr vorbei, während sie spielt, und habe so furchtbare Angst. Seit gestern weiß ich von meinem Krebs, und seit gestern fühle ich mich plötzlich krank. Ich spüre eine bleierne Müdigkeit und habe das Gefühl, ich hätte eine Grippe. Seit gestern liege ich eigentlich nur rum, fühle mich elend, habe Angst und denke nach. Denke nach, obwohl ich nichts lieber täte, als mein Gehirn zumindest für einen erholsamen Moment ausschalten zu können.

Das Eigentliche des Menschseins ist, dass man sich seiner Lage bewusst ist. Dass man einen Verstand hat. Einen scharfen, gleißenden Verstand, den man nicht ausknipsen kann, wenn er Furchtbares denkt. Wenn ich dieser dumme Käfer wäre, dann müsste ich jetzt keine Angst vor dem Tod haben.

Dann würde nur mein Körper kämpfen, ohne zu wissen, wofür und aus welchem Grund. Aber Intelligenz hat eben auch ihren Preis, und in diesem Moment wäre ich allzu gerne käferdumm.

In meiner Wohnung hat sich nach meinem Hilferuf ein familiärer Krisenstab versammelt. Wie müssen sich meine Eltern gefühlt haben, als ich gestern, an einem gewöhnlichen Mittwochnachmittag, anrief und unter Tränen meinem Vater sagte, dass das harmlose Ding, das mir entfernt wurde, ein bösartiger Tumor war? »Scheiße!«, war das Erste, was mein Vater hervorbrachte, und dann sagte er, er habe schon gestern ein seltsames Gefühl gehabt. Er hat »Gefühl« gesagt. Ein Wort, das ich bislang nicht gerade oft aus seinem Mund gehört habe. Und dann brach blitzschnell der Pragmatismus durch. Mein Vater, der Stadtrat, der Anwalt, der ehrenamtliche Vorstandsvorsitzende so circa jeder zweiten Organisation Unterfrankens, weiß, was zu tun ist, auch wenn's brenzlig wird. Mach erst mal dies und das, oder besser, mach gar nichts, wir sind heute Abend bei dir. Als ich meine Eltern das letzte Mal verzweifelt weinend anrief, habe ich meine Schwangerschaft gebeichtet. Hilf mir, Papa, ein neues Leben will aus mir raus, hilf mir, Papa, der Tod hat sich in mir eingenistet!

Lächelnd standen die beiden dann wenige Stunden später in der Tür. Ohne Träne, ohne Verzweiflung in den Gesichtern, auch wenn ich den erfolgreich zurückgedrängten Kloß im Hals meines Vaters erahnen konnte. Es muss sie zerrissen haben, diese schlimmste aller elterlichen Ängste, die plötzlich Wirklichkeit war, aber mir zeigten sie ihre Furcht nicht. Ihre Stärke, ihr Lächeln als Zeichen unausgesprochener Liebe und Sorge und natürlich auch ein paar Gläser selbstgemachtes Quittengelee und die obligatorische Lesetasche im Gepäck, nahmen sie souverän die Hochburg des Schreckens in der Sundostraße ein, und schon zwei Stunden später lief die erste

Waschmaschine, gab es ein warmes Abendessen, und die ersten Ärztelisten waren geschrieben. Und bestimmt ist er nicht einmal zu schnell gefahren, mein Papa.

Seitdem gibt sich meine Mutter alle Mühe, hier den Betrieb aufrechtzuerhalten. Kauft ein, räumt auf, sortiert Vitaminpillen, versorgt Paula, nimmt Anrufe an und so weiter. Mein Vater recherchiert, telefoniert mit seinen Arztfreunden, legt Krankenordner für die Ablage an und versucht mir das Gefühl zu geben, dass ich alle Hilfe bekomme, die ich brauche. Gewohnt patent treten sie in Aktion, wollen um keinen Preis zulassen, dass irgendetwas Schreckliches passiert. Aber im Grunde sind sie völlig hilflos. Und das will was heißen. Die Eltern End stehen dem Schicksal ihrer Tochter machtlos gegenüber. Ich fühle mich auf eine seltsame Art verlassen. Ein ganz neues, einsames Gefühl ist das.

Und ich liege hier, während Paula ihren geliebten Dumbo an- und auszieht, und habe nur einen einzigen Gedanken, der wie ein kreischendes Neonschild in meinem Kopf blinkt: DU WIRST STERBEN.

Meine Angst ist übermächtig, ich würde alles dafür geben, um jetzt nicht so eine furchtbare, erdrückende Angst zu haben. Vielleicht gibt es mich bald nicht mehr. Vielleicht ist mein ganzer Körper schon voller Metastasen, und ich bin in ein paar Monaten tot. Einfach nicht mehr existent. Kann nicht mehr schmecken, riechen, keine Berührung fühlen, nicht mehr denken. Bin vergangen. Wie soll man diesen Gedanken denn aushalten, ohne sich zu übergeben oder verrückt zu werden?

Aber es ist nun mal so. Es können nicht alle Geschichten gut ausgehen, also warum sollte nicht auch ich jung sterben? Ich war mir nur so sicher! Ich war mir so sicher, dass mir das niemals passieren würde. Dass ich ein Glückskind bin. Wie naiv. Klar, auch ich weiß um Kriege, Hunger, Leid und

Krankheit. Der Tod schreit auch mich täglich von Zeitungen und Bildschirmen an. Auch ich weiß, wie sterbende Kinder aussehen, aber für mein eigenes Ich ist der Tod dadurch nicht weniger absurd. Die Härte des Lebens gibt es doch immer nur in den Schicksalen anderer. Dumm nur, dass auch ich für die meisten Menschen, genau genommen allen außer mir selbst, einer dieser anderen bin. Es könnte also auch ich sein, deren Geschichte kein Happy End hat. Kein Happy Judith End.

Ich habe mich unbesiegbar und unkaputtbar gefühlt, mein Schicksal nie in Frage gestellt. Habe in derselben schützenden Arroganz und Naivität gelebt wie all die anderen wahrscheinlich auch. Wir verdrängen und vergessen unsere Zerbrechlichkeit, aber wir sind es dadurch nicht weniger.

Und jetzt ist sie plötzlich da, die Todesangst, hat nichts mehr Abstraktes, sondern ist unmittelbar und brutal. Wenn ich nur wüsste, wie ich sie bändigen soll. Ich bin pure Hilflosigkeit, Ohnmacht, der personifizierte Angstzustand.

Bisher war Krebs einfach nur ein Wort. Jetzt erst wird mir klar, was dieses Wort bedeutet.

Dieses scheußliche Wort, in dem der Tod mitklingt. Dieses Wort, das meine Träume zersetzt. Das nichts als Auflösung heißt. Das mir mein Leben vorführt als Nichts. Dieses Wort lässt nichts mehr an mir. Ich bin ein Zellhaufen, eine Laune der Natur, so zufällig entstanden und so leicht zu zerstören. Woran soll ich noch glauben? Woran kann ich jemals wieder glauben?

Wenn ich nicht im 21. Jahrhundert lebte, wäre ich in kurzer Zeit tot. Liefse man der Natur ihren Lauf, dann rechnete sie noch in diesem Jahr mit mir ab. Ich glaube an die Wissenschaft, an die Technik, an den Fortschritt. Aber glauben wir nicht alle in erster Linie an die Natur der Dinge? Ihr vertraut man doch am meisten. Natürlich ist es ein unermessliches

Glück, dass ich heute lebe, in einer Zeit, die es erlaubt, sich der Natur zu widersetzen, wenn sie zu grausam erscheint. Zumindest kann man versuchen, sich zu widersetzen.

Das ist es also. Das ist, was da in mir war, was ich nicht gespürt habe. Und doch habe ich irgendetwas erwartet. Nichts Böses, ich hatte kein schlechtes Gefühl, aber ein Gefühl hatte ich. Der Sommer verging in eigenartiger Erwartung. Ich lerne von einer Examensprüfung zur nächsten. Die Magisterarbeit war endlich abgegeben, nur noch ein paar Prüfungen zwischen mir und meinem Studienabschluss, Abschluss einer Ära, Beginn eines neuen Lebens, eine noch namenlose, unbestimmte Verheißung, Glück, das ich förmlich schon riechen konnte. Ich saß vormittags in der Bibliothek, nachmittags auf dem Spielplatz, abends am Schreibtisch. Zwischendrin noch ein Praktikum in einem Verlag. Und die kleine Maus, die ich jede Nacht in mein Bett holen musste, weil sie Angst im Dunkeln hat. Aber ich fühlte mich gut in meiner Rolle als Superwomen. Ich wusste, ich würde meine Prüfungen am Ende meistern. Ich hatte es geschafft, zeitgleich mit meinen Kommilitonen fertig zu werden, trotz Kind, schlafloser Nächte, Normaldepressionen einer Alleinerziehenden. Vor ein paar Monaten ist meine kleine Schwester nach Hamburg gekommen und erst mal bei Paula und mir eingezogen, endlich konnte ich ein bisschen Verantwortung teilen, mal wieder tanzen gehen, ab und zu einkaufen ohne grabbelnde Kinderhände im Süßigkeitenregal. Was für ein Gewinn, was für eine Erleichterung. Und es sollte noch viel besser werden. Ich wusste, dass die anstrengende Zeit bald vorbei sein, ich in ein paar Wochen mein Examen in der Tasche haben würde, und war fest davon überzeugt, dass als Belohnung für all die Anstrengung das Glück doppelt und dreifach um die Ecke komme.

Ich war auch ein bisschen stolz. Mein Studium, mein Kind,

all das hatte ich alleine gut im Griff. Und dann war da auch noch Finn, der plötzlich in meinem Leben war. Ich konnte mich zwar nicht entscheiden, ob das gut oder gefährlich war, aber ich genoss die Spannung, das Ungewisse unserer Begegnung. Ganz mutig, geradezu übermütig hatte ich ihn vor zwei Monaten abends auf einem Straßenfest angesprochen. Sommer, der Tag meiner Literaturklausur, und die Welt lag ausgebreitet vor meinen Füßen und wollte umarmt und gefeiert werden. In seinem Garten gab es am nächsten Tag frischen Fisch und Weißwein, und ich war überzeugt, diesmal stünden die Sterne günstig.

Über den Knoten in meiner Brust habe ich mir nicht die geringsten Sorgen gemacht. Der war schließlich schon lange da. Länger als zwölf Monate. Vor einem Jahr wurde er von der Radiologin auf gut einen Zentimeter gemessen und als ungefährliches Fibroadenom eingestuft. Ich müsse mir keine Sorgen machen, hieß es. In ihrem Alter und nach einer Schwangerschaft ist es ganz normal, dass die Brust gelegentlich ein bisschen knotig ist.

Okay, dann mache ich mal unbesorgt weiter mit meinem Hochfrequenzleben.

Ich weiß nicht richtig, warum ich es dann, ein Jahr später, plötzlich so eilig hatte, das Ding doch loszuwerden. Es war irgendwie so groß geworden und tat weh, also vereinbarte ich einen OP-Termin. Ich konnte zwar kaum mehr auf dem Bauch schlafen, weil mir mit Druck auf den Knoten ein stechender Schmerz durch die Brust fuhr, aber beunruhigt war ich immer noch nicht. Warum auch. Meine Gynäkologin und auch die Radiologin hatten mir erneut bestätigt, dass es nur ein gutartiges Gewebeschwulst sein konnte.

Eigentlich hatte ich keine Zeit, um mich für eine Nacht ins Krankenhaus einweisen zu lassen, wie es mir für den kleinen Eingriff empfohlen wurde. Auf meinem Schreibtisch stapel-

ten sich die noch ungelesenen Bücher zur Medientheorie, und ich hatte einen strengen Zeitplan, um den Stoff in meinen Kopf zu bekommen. Ich wollte es trotzdem. Vielleicht auch, um einfach einmal gezwungen zu sein, einen Tag lang nichts zu tun. Eine Nacht in einem anderen, ruhigen Bett, das versprach Genuss. Kein Kind, das mich mitten in der Nacht weckt, weil es Durst hat oder Pipi muss. Ein ruhiges Bett nur für mich. Frühstück auf einem Tablett serviert. »Gala« lesen, Boulevardsendungen vom Bett aus glotzen. Und nebenbei diesen schmerzhaften Knoten loswerden. Danach könnte ich mit neuer Kraft durchstarten. So weit der Plan, der bis gestern noch wunderbar aufgegangen war. Das Fibroadenom war weg, ich hatte so gut wie keine Schmerzen, von Finn gab's eine Blume, und die mündliche Soziologieprüfung war auch geschafft. Und dann der Anruf: Es habe bei der routinemäßigen pathologischen Untersuchung Auffälligkeiten gegeben, Dr. Soundso sei der Spezialist, ich könne gleich kommen. Auffälligkeiten? Was soll das denn heißen? Ich kann jetzt nicht weg, ich habe doch Paula, und warum überhaupt so eilig? Also gut, wie heißt dieser Arzt? »Paula, hast du Lust, dich mit Joshua zu verabreden? Mama holt dich in einer Stunde wieder ab.«

Der Tag, an dem der Tod zu meinem Leben gestoßen ist. Und jetzt bleibt er für immer. Er gehört jetzt dazu, der Sensenmann. Auch die größte Willensanstrengung kann mir mein altes Leben nicht zurückgeben, auch nicht der größte Trost, das spüre ich ganz deutlich. Es wird ab jetzt immer ein Vorher und ein Nachher geben. Und schon jetzt ist das Vorher so unendlich weit weg, unerreichbar. Hoffentlich wird es irgendwann erträglich. Hoffentlich kann ich ihn immer wieder vergessen, den Tod. Aber wie soll das gehen? Kann man der Endlichkeit eine Daseinsberechtigung im eigenen Leben zugestehen, ohne ständig übermächtige Angst zu ha-

ben? Ohne in jedem Jucken zu glauben, den Prankenhieb des Todes zu spüren?

Ich hatte so eine glitzernde Erwartung in mir, mein neues Leben war nur noch ein paar Schritte entfernt, und jetzt werde ich nie wieder unsterblich sein.

Herzlich willkommen in der Hölle.

11. NOVEMBER

Der dritte Tag im Krebsleben von Judith End, und es gibt nichts zu tun, als zu warten. Die Untersuchungstermine sind vereinbart, meine Familie wuselt unermüdlich im Dienst des Krebses um mich herum, und ich staune, dass nichts mehr seine Bedeutung hat. Heißt eine Tasse weiterhin Tasse, jetzt wo ich Krebs habe? Schmeckt eine Zitrone immer noch sauer? Alles ist möglich, und nichts ist mehr wirklich.

Das Telefon steht keine Sekunde still, die Buschtrommeln funktionieren also noch, und meine Mutter hat den Auftrag, möglichst alle abzuwimmeln. Hallo? Hier Vorzimmer einer Todgeweihten. Bedauere, sie kann heute nicht shoppen gehen, sie hat überraschend Krebs bekommen, und es wird wohl noch ein Weilchen dauern.

Ich muss irgendetwas tun, aber ich weiß nicht, was. Ich bin ein auf die notwendigsten Körperfunktionen geschrumpftes Etwas. Mit meinem Mantel und meiner Unbesiegbarkeit habe ich auch meine Souveränität an Dr. M.s Garderobe hängen lassen. Lebe ich überhaupt noch? Plötzlich glaube ich nicht mehr an mich, nicht daran, dass ich Entscheidungen treffen kann, eine erwachsene Frau und Mutter bin, meine Fingernägel wachsen und meine Lunge atmet, nicht daran,

dass mein Herz noch schlägt. Eine ausgewachsene Regression. Die Welt hat mich abgesondert, die Natur mich aussortiert wie das kleine Löwenbaby, das mich vor ein paar Tagen während einer Tiersendung zum Schluchzen gebracht hat, weil es sich die Hüfte gebrochen hatte und mit herzerreißender Verbissenheit dem Rudel kilometerweit gefolgt ist und dabei diese unendlich traurige Schleifspur im Sand hinterlassen hat, die irgendwann einfach aufhörte, weil der kleine Löwe nicht mehr wusste, wohin. Vielleicht ist das das Schlimmste, dass einem mit der Sicherheit auch die Orientierung flöten geht und man plötzlich gar nicht mehr weiß, wer man eigentlich ist.

Doro hat sich, nachdem sie aus der Uni kam, sofort in ihr Zimmer verkrochen und ist nicht mehr rausgekommen. Vielleicht weint sie. Bestimmt weint sie sogar. Ich könnte jetzt zu ihr gehen und sie trösten. Eigentlich müsste ich jetzt zu meiner kleinen Schwester gehen und sie in den Arm nehmen. Aber ich kann nicht. Genauso wenig wie ich Paula in den Arm nehmen kann. Ihr in die Augen zu sehen, schaffe ich kaum. Die amerikanischen Seriengroßfamilien würden das hier wahrscheinlich anders lösen. Ich liebe dich, Mum. Ich liebe dich, Dad. Ich liebe dich, Doro. Ich liebe dich, Paula. Gott macht alles wieder heil. Aber ich bin stumm. Ich bin taub. Alle Sinne abgeschaltet. Bestimmt hat Doro genauso große Angst wie ich, nur dass ihr keiner frisch gepressten Saft bringt und sie in Watte wickelt. Und Paula? Sie spürt genau, dass etwas Schlimmes passiert ist, und ich kann ihre Nähe nicht ertragen. Ich, ihre Mutter, die jetzt mir ihr sprechen müsste, sie durchkuscheln und knutschen müsste, um die dunkle Wolke in ihrem kleinen Kopf zu vertreiben, kann sie nicht ansehen, habe nichts zu geben.

Ich höre Paulas Geplapper durch die geschlossene Tür und liebe, liebe, liebe sie, das spüre ich ganz sicher. Gleichzeitig

aber treibe ich immer weiter in ein endloses, leeres Universum, Tausende Meilen weg, und bete, dass sie jetzt die Tür nicht aufreißt und auf mein Bett hopst, ich könnte es nicht ertragen. Dabei ist sie doch mein Kind, meine Mitte, meine Sonne, mein Glück. Das einzige Wesen, dem ich verzeihe, dass es mich jahrelang nachts nicht schlafen ließ, und das ich unter unmenschlichen Schmerzen aus mir herausgepresst habe. Das mir so viel abverlangt und gleichzeitig so viel gibt. Durch vier Jahre haben wir uns jetzt durchgekämpft, vier Jahre, in denen es nur uns beide gab, in denen ich versucht habe, eine gute Mutter zu sein, und gleichzeitig meinem alten Leben hinterhergerannt bin, weil ich es nicht aufgeben konnte. Schon nach wenigen Wochen habe ich meine entzündeten Brüste in Kohlblätter gepackt und bin mit dem dauerschreienden Würmchen wieder in die Uni gerannt, um bloß nicht den Anschluss zu verpassen. Und niemals konnte ich sie abgeben. Kein Vater, keine Großeltern in der Nähe, die diese Verantwortung ab und zu mit mir getragen hätten, die mindestens genauso schwer wog wie Einkaufstaschen und Babytrage, für die ich immer mindestens zweimal gehen musste, um sie in den fünften Stock zu befördern.

Alle paar Wochen habe ich meine letzte Energie und mein letztes Geld zusammengekratzt, um mir einen Babysitter zu leisten und mich wie von Sinnen ins Hamburger Nachtleben zu stürzen, was ich noch Tage später mit Übermüdung abbezahlen musste. Wie eingesperrt ich mich oft gefühlt habe, wie groß meine Sehnsucht war nach Freiheit, Spaß, Unbeschwertheit, wie schmerzlich ich habe lernen müssen, dass ich alleine war, dass es eben nur meine Sorgen sind, nur meine Anstrengung, nur meine unerfüllten Wünsche, nur meine Einsamkeit, nur meine Schlaflosigkeit. Und obwohl mein Leben mit Paula so ungleich komplizierter und schwerer geworden ist, ist es auch so viel wichtiger und wertvoller geworden. Für

dieses Würmchen war und bin ich die Welt. Sie ist angewiesen auf meine Liebe, auf meine Fürsorge, meine Geduld. Ob ihr Leben gut oder schlecht wird, lag vom Zeitpunkt, in dem sie ihr kleines Nest in meinem Bauch gebaut hat, in meiner Hand, und ich habe es so gut gemacht, wie ich konnte. Vielleicht nicht immer gut genug. Es war bestimmt nicht das Beste für mein Kind, sie schon mit ein paar Monaten zu dieser proletenhaften Tagesmutter zu bringen, auch wenn es nur ein paar Stunden in der Woche waren, so dass ich Seminare besuchen konnte. Vielleicht hätte ein bisschen weniger laute Musik bei Open-Air-Konzerten und WG-Partys dem Säugling auch nicht geschadet. Vielleicht hätte ich den Haschkuchen, den meine Freundin Lisa gebacken hat, nicht essen und mein Baby danach bekiffen durch die Straßen schieben sollen (hier allerdings verzeihe ich mir heute, denn es war der unglaublich leckere Joghurtkuchen nach einem Rezept ihrer Oma, dem ich nicht widerstehen konnte). Aber ich habe bei allem immer mein Bestes gegeben, besser ging nicht, und Paula, das hysterischste Baby der Welt, hat es mir auch nicht gerade leicht gemacht. Mein Kinderarzt sagte einmal zu mir, man bekomme das zurück, was man seinen eigenen Eltern beschert hat. Und da ich auch so ein Brüllbaby war, geschah es mir wohl recht, dass ich aus dem Rückbildungskurs rausgeflogen bin, weil sich die anderen Mütter bei Paulas ewigem Geschrei nicht entspannen konnten. Und auch, dass die Nachbarn gerne mal bei mir klingelten, um sicherzugehen, dass das junge Ding ihr Kind nicht misshandelte. Und trotz allem hätte ich mir natürlich kein anderes Baby ausgesucht. Denn meins war nicht nur das hübscheste und wohlriechendste im ganzen Land, sondern selbstverständlich auch das begabteste und schlaueste. Welches Baby hat schon wie ein kleines Monchichi schwarze Härchen auf der Nase, einen Po wie ein frisch gebackenes Hefebrötchen, einen Bauchnabel in Form eines

Gänseblümchens und Augen wie ein bodenloser Honigtopf. Und unübertroffen der süße morgendliche Duft nach Erdnussbutter. Was für ein Geschenk, so ein kleiner nackter Mensch!

Und jetzt macht der Krebs vielleicht alles kaputt, zerstört nicht nur ein Leben, sondern zwei, und ich kann noch nicht einmal bei ihr sein in diesem Moment, weil ich unfähig bin, ihre Nähe zu ertragen. In zwei Wochen wird sie ihren vierten Geburtstag feiern. Soll es das etwa schon gewesen sein? Nur vier Jahre Paula und Judith? Hat das kleine Seelchen nicht schon genug zu schleppen an ihrem abwesenden Vater? Ich würde alles geben, um sie vor alledem, was kommt, zu bewahren. Alles. Wenn ich doch nur nicht so machtlos wäre. Verzeih mir, Paula, und hab ein bisschen Geduld mit mir. Ich kämpfe für uns, sobald ich wieder Kraft habe.

Wie schon gestern bitte ich auch heute meine Mutter, Paula ins Bett zu bringen, bestelle mir ein Käsebrötchen ins Zimmer, damit ich dem gemeinsamen Abendbrot entgehen kann, und stelle mich auf die Ewigkeit in diesem Bett ein. Hier liegen sie, die drei Affen, die nicht hören, nicht sehen, nicht fühlen. Und ich, King Cancer Luie, der taubste von allen, darf in der Mitte liegen, weil er am ärmsten ist, während das Affenbaby nebenan alleine einschlafen muss. Ich sollte mir mal ein Beispiel nehmen an dem kleinen Löwenbaby, an dem kleinen Junior. Arbeite wenigstens an deiner Schleifspur, Judith, wenn du schon keine tänzelnden Fußspuren mehr hinterlassen kannst, und halt dich an deinem Rudel fest, dazu ist es doch da. Morgen. Morgen fange ich vielleicht an mit meiner Schleifspur.